

Franz Böcke – und somit für katholische Leser überraschenderweise – darin gesehen, »die radikale Forderung Jesu auf die Wirklichkeit des Lebens hin zu interpretieren« (134 mit Bezug auf F. Böckle, *Ja zum Menschen. Bausteine einer konkreten Moral*, München 1995, 21), mit einem »begleitenden Deismus« hat gerade diese Aussage sehr wenig zu tun. »Im tiefen Vertrauen auf Gottes Zusage des ewigen Lebens zu sterben«, ist ohne Zweifel »Ausdruck festen Glaubens«, aber spielt es gerade um des Ernstnehmens der menschlichen Verantwortung willen wirklich »keine Rolle, welche Entscheidungen und Umstände zum Tod geführt haben« (136)?

Es bleibt nach der Lektüre des Buches eine Fülle von Fragen, was angesichts der Thematik, der Zielsetzung und des gewählten Argumentationsganges sicher nicht überraschend ist. Man sollte sich den Herausforderungen, die dieses Buch beinhaltet, in Ruhe stellen und sich prüfen, ob und inwieweit man argumentative Antworten darauf hat. Man wird dem Autor sogar dankbar sein können, dass er in der ihm eigenen Radikalität den Sterbehilfediskurs in den Horizont des Gott-Welt- bzw. Gott-Mensch-Welt-Verhältnisses hineingestellt hat (vgl. 141). Es nötigt dazu, den kirchlichen Diskurs zur Sterbehilfe bzw. zu Sterbehilfe und Sterbebegleitung kritisch hinsichtlich seiner Konsistenz und Kohärenz zu prüfen und weiter zu entwickeln.

Gerhard Höver

OLIVER MÜLLER/GIOVANNI MAIO/JOACHIM BOLDT/JOSEF MACKERT (Hrsg.), *Das Gehirn als Projekt. Wissenschaftler, Künstler und Schüler erkunden unsere neurotechnische Zukunft*, Freiburg i. Br./Berlin (Rombach) 2011, 264 Seiten.

Die »Faszination Gehirn« hat inzwischen auch die Schulen erreicht, wobei man sich fragen mag, ob das nun noch zum Anfang, oder eher schon zum Ende einer Entwicklung gehört, gemäß der die Diskussion über aktuelle Ergebnisse der Hirnforschung gewissermaßen in alle Ritzen der Gesellschaft sickern. Ausgangspunkt des zu besprechenden Buches war ein über ein Jahr dauerndes Projekt mit Schülerinnen und Schülern aus dem süddeutschen Freiburg, die sich anhand fünf exemplarischer Themen der Hirnforschung und ihren Auswirkungen auf die Gesellschaft annähernden und diese reflektierten. Freiburg ist dafür gewiss

ein geeigneter Standort, finden sich dort doch sowohl Neurowissenschaft als auch Theater schaffen auf hohem Niveau. Und das Projekt selbst hat mit dem im April 2009 stattgefundenen Kongress »Pimp your Brain!« sowie der im November desselben Jahres uraufgeführten Inszenierung »Ich, Cyborg!« zwei bemerkenswerte Resultate erzielt. Die Anschlussfrage ist dann aber: Was bezweckt ein Buch, das aus diesem Projekt erwachsen ist?

Eine mögliche Antwort wäre: Das Buch ist eine Anleitung für andere, die Vergleichbares machen wollen. Das aber ist dieses Buch nicht – zumindest nicht explizit. So finden sich zwar durchaus Hinweise zum Vorgehen bei einem solchen Projekt; und auch über Stolpersteine, die sich einem dabei schon fast naturgemäß in den Weg stellen. Systematisch aufgearbeitet ist dieses Wissen aber nicht. Doch eine solche Anleitung wollen die Autoren auch gar nicht geben. Vielmehr soll das Buch eine »neuartige Form der Partizipation an aktuellen ethischen und sozialen Fragen zu den modernen Lebenswissenschaften« abbilden, so die Absicht der Autoren. Basis dazu sind Texte von den am Projekt beteiligten Forschern und Theaterschaffenden, Transkriptionen der Vorträge der Veranstaltung, sowie eingeladene Beiträge von Ethikern und künstlerisch/kulturell orientierten Autoren. Die Schülerinnen und Schüler kommen mit »Blog-Beiträgen« (früher nannte man das ja Tagebuch) sowie in Interviews zu Wort. Zusammen mit den teilweise sehr künstlerischen fotografischen Illustrationen wirkt das Buch reich und originell – und bildet damit die Vielfalt der Perspektiven, Fragen und Zugänge zum Thema in trefflicher Weise ab.

Der Begriff »Projekt« ist damit nicht nur ein passender Deskriptor für eine moderne und (vermutlich) verbreitete Zugangsweise zum menschlichen Gehirn, das man mittels zahlreicher Verfahren – vom Hirntraining über geeignete Früherziehung, Nahrung und dereinst wohl auch gezielt technologisch – gestalten will, um letztlich besser über die Runden des Lebens zu kommen. Er passt auch für das Buch selbst, bei dem man sich (vermutlich bewusst) für Vielfalt und gegen ein systematisches Aufarbeiten eines Themas entschieden hat.

Das Buch versteht sich als Ausdruck eines partizipativen Verfahrens. Inwieweit dieses aber tatsächlich stattgefunden und bei den Beteiligten Spuren hinterlassen hat, ist nicht in jedem Fall klar. Bei den Schülerinnen und Schülern dürfte dies der Fall gewesen sein – auch wenn einige Aussagen im Interview mit

ihnen Zweifel daran wecken, wie stark das Projekt auf den Schulalltag eingewirkt hat und inwieweit die Schülerinnen und Schüler bei der Gestaltung der einzelnen »Produkte« des Projekts ernst genommen wurden. »Sie hätten uns [...] persönlich involvieren müssen«, so die Aussage einer Schülerin zur Schlussszenierung »Ich, Cyborg!« an die Adresse des Dramaturgen.

Trotzdem: Die Schülerinnen und Schüler waren gewissermaßen die Scharnierstelle zwischen Hirnforschern, sowie den Philosophen und Kulturschaffenden (vorab aus dem Theater), die sich mit den Themen der Hirnforscher auseinandergesetzt haben. Sich derart lange und intensiv mit einem Thema beschäftigen zu können, ist im heutigen Schulbetrieb – der solche Projekte verbal gerne fördert, im faktischen Alltag dafür aber kaum Raum zugesteht (wie auch ein Interview mit einigen Projektverantwortlichen zeigt) – eine Perle. Bei den anderen beteiligten Partnern ist aber weniger klar, wie stark man sich wirklich auf die Welt des Gegenübers eingelassen hat.

Am deutlichsten erscheint der Kontrast zwischen den Hirnforschern einerseits sowie den Philosophen und Ethikern andererseits. Während erstere sich hinsichtlich der Themen »Hirn-Schnittstelle«, »Tiefe Hirnstimulation« (THS) und »Gehirn-Doping« primär in therapeutischer Absicht – und damit zurückhaltend – äußerten, waren bei letzteren Faszination und Warnungen vor Entwicklungen dominierend, die derzeit meist kaum realistisch erscheinen. Der »Cyborg« mag eine attraktive Figur heutiger Science-Fiction-Filme sein, bricht man ihn aber herunter auf die heutigen Erfahrungen und Möglichkeiten, erscheint das meiste banal.

Eine wichtige Ausnahme bilden die persönlichen Erfahrungen von Menschen mit konkreten Neurotechnologien wie der THS, die insbesondere auch dem Theater fruchtbare Anschlusspunkte geben. Helmut Dubiels Buch und seine Erfahrungen, die er im Projektverlauf eingebracht hat, bildeten hier einen roten Faden, ja sie waren gar ein wichtiger Anstoß für das Projekt selbst. Doch auch hier zeigt sich dann im Buch, dass viele Autoren dennoch in ihrer Welt verhaftet bleiben: Der Sozialwissenschaftler Dubiel theoretisiert in seinem Beitrag über die Bedeutung des Chronisch-krank-Sein für das Verständnis des individuellen Lebens in bemerkenswerter Abstraktion von seinen eigenen Erfahrungen. Und vom Neurochirurgen Volker Sturm erfahren wir im Interview eine

Erklärung für die schweren Depressionen, die Dubiel im Nachgang des THS-Eingriffs erlebt hat: nach der Operation habe er eigenmächtig alle Parkinson-Medikamente abgesetzt und gegenüber seinen operierenden Ärzten sprach er seine psychologischen Probleme nicht an. Das mag in der Tat diese Störungen weitgehend erklären – stellt aber auch die Frage nach den Gründen, warum denn diese komplexen psychischen Veränderungen und Ursache-Wirkungsbeziehungen (mit Bezug auf die psychischen Auswirkungen der Parkinson-Medikation) offensichtlich nicht angesprochen oder beim Patienten nicht angekommen sind.

Gerade dieser etwas verborgene Punkt verdeutlicht die immer noch tiefe Kluft zwischen den praktischen Problemen, die neurotechnische Interventionen in einem therapeutischen Setting mit sich bringen und dem Wunsch, mittels solcher Techniken ein wirkmächtiges Instrument der Selbstgestaltung in der Hand zu haben. So fehlt denn auch ein Aspekt, der übrigens auch in der heutigen Enhancement-Debatte dünn gesät erscheint: So ist zum einen die Rede von futuristischen, individualisierten und (deshalb) mit hoher Sicherheit sehr teuren Anwendungen, die dereinst zur Verfügung stehen sollten (das dürfte übrigens auch für medikamentöse Anwendungen gelten, zumal die heutigen »Blockbuster« des Neuroenhancement gemäss den heutigen Studien doch eher bescheidene Wirkungen erzielen – d.h. man wird dereinst solche Wirkstoffen sehr individualisiert einsetzen müssen, vergleichbar mit dem »medikamentösen Einstellen« eines Parkinson-Patienten). Zum anderen ist die heutige Debatte über das Gesundheitssystem stark geprägt von Themen wie Sparen und Rationalisieren. Wie diese beiden Welten zueinander finden sollen, erscheint schleierhaft. Es mag auf den ersten Blick überzeugend klingen, dass »Verbesserung« ein grosser, attraktiver Markt ist. Doch die Kosten einer wirkungsvollen Erforschung eines funktionierenden Enhancement dürften sehr gross sein (man denke nur schon an die Forschungskosten in der heutigen Pharmaindustrie) und kann sich auch in der Forschungspraxis nicht auf das moralische Fundament des Helfens von Leidenden (Stichwort: Bewilligung durch Ethik-Kommissionen) abstützen. Es ist auch weitgehend unklar, ob nur schon unter den Superreichen dieser Welt ein genügender Markt für die sehr teure und langfristig angelegte Erforschung solcher Enhancement-Technologien vorhanden ist. Die auch in diesem Buch sichtbare, weitge-

hende Ausklammerung solcher praktischer Fragen ist bezeichnend für die heutige Enhancement-Diskussion, die sich gewiss mehr um solche Aspekte kümmern müssen.

Insgesamt betrachtet besticht aber das Buch durch die Vielfalt der Zugänge zum Thema. Der Preis dafür ist allerdings, dass

nicht alle Texte gleichermaßen interessant sind bzw. den individuellen Leser interessieren und bei ihm oder ihr Ideen wecken werden. Doch das ist ja oft so bei Projekten. Man wählt aus, was einem gefällt. Und Wahlmöglichkeiten bietet »Das Gehirn als Projekt« allemal genügend.

*Markus Christen*